

Evelyn McDonnell: „Joan Didion und wie sie die Welt sah“

Ein Blick hinter den Hype

Von Ulrich Rüdener

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 22.04.2024

Essayistin, Romancière, Stilikone, Vorbild: Joan Didion gehört nicht nur in den USA zu den einflussreichsten Public Intellectuals der vergangenen fünfzig Jahre. Nun, drei Jahre nach ihrem Tod, versucht sich die Kulturwissenschaftlerin Evelyn McDonnell an einer biografischen Würdigung: „Joan Didion und wie sie die Welt sah“.

Nicht, dass uns Evelyn McDonnell keine Warnung mitgeben würde: Eine umfassende Biografie, bekennt sie auf den ersten Seiten ihres Buches, habe sie über Joan Didion nicht schreiben wollen. Stattdessen möchte sie Didions Nachklang bei Generationen von Träumern „kontextualisieren“ – und zu den Träumern, die sich Didion als Ikone und Role Model erwählt haben, rechnet sich die Autorin und Journalistik-Professorin Evelyn McDonnell selbst. Weshalb sie auch sich kontextualisiert, spricht, das eigene Leben mit dem von Joan Didion abgleicht und verknüpft, ein bisschen mehr vielleicht, als es Not tun würde. Darüber hinaus will sie in „Joan Didion und wie sie die Welt sah“ einen Blick hinter den Hype werfen...

„...auf das Werk, das [den Hype] überhaupt erst ausgelöst hat, und dieses Werk mit dem außergewöhnlichen Leben jener Frau in Verbindung bringen, die es erschaffen hat.“

Joan Didions Herkunftssadel

Das Werk der Essayistin und Romanautorin Joan Didion teilt sich bei Evelyn McDonnell in drei Phasen: Da ist zunächst die junge Journalistin, die bei der Vogue anfängt, bald aber mit ihren tiefgründigen Artikeln über die amerikanische Kultur und Gegenkultur der 1960er Jahre Aufsehen erregt. Die beiden Sammelbände „Die Stunde der Bestie“ und „Das weiße Album“ machen sie zum Star; es ist da ein neuer Ton, eine Coolness, die sie mit dem New Journalism Tom Wolfes oder Gay Taleses verbindet. Didion ist sich ihrer Herkunft wohl bewusst, trägt den Stolz der Nachfahrin von Westküsten-Pionieren in sich; sie spricht aus einer Position der Privilegierten, verfügt über die DNA der kalifornischen Siedler und Goldsucher. Dieser Herkunftssadel prägt ihren frühen Konservatismus, aber er ermöglicht ihr auch Einblicke in die Ambivalenzen der amerikanischen Mythen.

Evelyn McDonnell

Joan Didion und wie sie die Welt sah

Aus dem Englischen
von Andrea Schnittmann

HarperCollins, Hamburg

288 Seiten

24 Euro

„Der goldene Traum war ein Traum vom Gold. Als Erwachsene begriff Joan Didion diese Ursprungsgeschichte ziemlich gut. Tatsächlich wurde Expansionismus, der Gedanke des sogenannten ‚Manifest Destiny‘, zum zentralen Thema ihrer Arbeit. Wie mir David Rieff, der Sohn der berühmten Schriftstellerin Susan Sontag, erklärte, war ‚das amerikanische Imperium eines ihrer großen Themen. Sie hatte es durchschaut. In mancherlei Hinsicht war Joan immer eine Insiderin. Das amerikanische Establishment war ihr Material.‘ Ihr Thema war das Inland Empire. Ihr Thema war das American Empire.“

Schlange, Schreibmaschine, Stingray

„Gold“ nennt McDonnell dieses Kapitel. Und so vignettenhaft erscheinen auch die weiteren Überschriften: „Notizbuch“, „Schlange“, „Schreibmaschine“, „Mann“ oder „Stingray“. Sie will nicht nur schlaglichtartig Lebensepisoden skizzieren, sondern anhand dieser Begriffe auch zum Wesen und Kern von Saint Joans Leben und Schreiben vordringen. „Stingray“ beispielsweise könnte für die zweite Werkphase stehen: Der Fotograf Julian Wasser hat das öffentliche Bild Didions seinerzeit stark geprägt – die Autorin wie sie in langem Kleid Zigarette rauchend an ihrer Corvette Stingray lehnt, einem extravaganten Sportwagen, der das Lebensgefühl des Ehe- und Produktionspaars Didion und John Gregory Dunne in den 70ern perfekt einzufangen scheint.

Didion schreibt Romane und zusammen mit ihrem Mann etliche Drehbücher, die der Familie einen luxuriösen Lebensstil erlauben. Die Partys in ihrer Villa, ihrem „Literaturkonsulat der Westküste“, sind legendär; Intellektuelle und Filmstars geben sich bei den Didion-Dunnes die Klinke in die Hand. An der Ostküste, als das Paar nach New York zieht, setzt sich das fort: Auch hier scheinen sie den Literaturbetrieb mit Glamour aufzuladen, und Didion wird außerdem zu einer der anregenden und geachteten politischen Essayistinnen.

Die dritte Werkphase ist dann jene, die Didion international noch einmal auf eine neue Stufe des Ruhms hebt: Nach dem Tod ihres Mannes und der adoptierten Tochter Quintana Roo erscheinen ihre Memoirs „Das Jahr magischen Denkens“ und „Blaue Stunden“ – höchst persönliche Erkundungen von Schmerz und Trauer.

Fragmentarischer Stichwortzettelkasten

Evelyn McDonnell arbeitet diese unterschiedlichen Schreibphasen durchaus heraus; sie versteht es, die Motivationen mancher Texte Didions zu erschließen. Und doch hat man bei diesem fragmentarischen Stichwortzettelkasten selten den Eindruck, dass die literarischen und journalistischen Arbeiten wirklich ausgeleuchtet würden. Die Oberfläche, der Lebensstil, manche psychologisch fragwürdigen Deutungen – etwa über die Kinderlosigkeit Didions – nehmen hingegen breiten Raum ein, ohne dass man der Autorin dadurch unbedingt näherkommt. Die gesellschaftliche Atmosphäre spielt für das Werk Didions eine bedeutsame Rolle – aber bis auf ein paar Andeutungen bleibt diese eher unterbelichtet. Zudem wird die irritierende Tatsache, dass Didion dem Feminismus ablehnend gegenüberstand, zugleich aber eine enorme Wirkung auf das Emanzipationsbestreben vieler Frauen hatte zwar bemerkt, aber nicht genauer analysiert.

Gleichwohl gibt es immer wieder gute Passagen. Etwa hebt McDonnell einen Text Didions über die vermeintliche Vergewaltigung einer weißen Frau durch schwarze Jugendliche hervor: Didion macht darin den Rassismus kenntlich, der hinter der Verurteilung steckt. Erst

viele Jahre später stellte sich die Unschuld der jungen Männer heraus. Oder sie beschreibt die Fähigkeit Didions zur hellsichtigen Analyse des aufgeladenen politischen Klimas im Land, lange bevor Donald Trump politische Ambitionen hegte und die Polarisierung zur politischen Strategie erhob.

„Nachdem ich so viele Menschen zu Didion interviewt habe – Menschen, die sie gut oder auch überhaupt nicht kannten – und gelesen habe, was andere über sie sagen, scheint sie mir manchmal wie eine Art Rorschachtest: Man sieht in ihr, was man sehen will; sie ist eine Leinwand, auf die wir uns selbst projizieren können.“

Für McDonnell ist Didion eine Geistesverwandte, weshalb sie von ihr gerne nur als „Joan“ schreibt. Die berühmte Autorin wird für die Biografin auf gewisse Weise ebenfalls zur Leinwand. Ein bisschen mehr Distanz, ein bisschen weniger Klatsch, ein bisschen mehr Diagnose hätten dem Buch ganz gutgetan. Schaden richtet es aber keinen an. Wer Joan Didion noch nicht kennt, bekommt bei McDonnell eine anekdotenreiche Einführung. Und kann sich danach ja mit umso größerer Neugier ins Primärwerk stürzen.